

Theodor Schulze

Abhauen und Plattsitzen.

Zum Verhältnis von autobiographischen Texten,
erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung und
Psychoanalyse

Running away and sitting tight.

The relations between autobiographical texts, biography
research in a perspective of educational research, and
psychoanalysis

Zusammenfassung: Anhand der Interpretation des biographischen Interviews mit Frau P. versucht der Verfasser einige Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede im Erkenntnisinteresse und in der Vorgehensweise zwischen biographieorientierten und psychoanalytisch arbeitenden Wissenschaftlern beim Interpretieren autobiographischer Texte vorzustellen. Das biographietheoretische Interesse ist vornehmlich auf die biographische Bewegung, von der in dem Text die Rede ist, und auf das biographische Potential, das sie vorantreibt, gerichtet. Der methodische Rahmen ist bestimmt durch das, was der Verfasser als „Reflexive Hermeneutik“ kennzeichnet. Im Mittelpunkt der Interpretation steht die „Toposanalyse“ – das ist die zirkuläre Erschließung „Dichter Beschreibungen“ im autobiographischen Text und zentraler Momente in der biographischen Bewegung. In dem hier zu interpretierenden Text geht es vor allem um die Bewegungsfigur des „Abhauens“ und die ihr zugrunde liegenden Beweggründe. Diese sind im Text nur undeutlich erkennbar und nur in der verschlüsselten Form von Symbolisierungen zu erraten. Es bleibt die Frage, wie entsteht die Tendenz zum Weglaufen und wie geht die Gesellschaft mit dieser Tendenz um.

Schlagnworte: biographische Bewegung und biographisches Potential, reflexive Hermeneutik, Toposanalyse, dichte Beschreibung, Symbolisierung

Abstract: Interpreting the biographical interview with Mrs. P., the author aims to highlight a number of similarities as well as differences in the main interest of, and the approaches relied on by, researchers oriented to biography research and psychoanalysis, respectively, when interpreting autobiographical texts. The main concern, in terms of biographical theory, is with the biographical movement that is being described in the text, and with the biographical potential that is its driving force. The methodological framework is defined by what the author characterizes as “reflective hermeneutics”. The interpretation focuses on “topos analysis” – i.e., the circular analysis of “thick descriptions” in the autobiographical text and of key moments in the biographical movement. In the text at hand, the main figure is constituted by the movement of “running away” and by the motives that underlie it. These motives can only be vaguely made out in the text and have to be inferred from the coded form of symbolizations. The question remains of how the tendency to run away develops, and how society deals with this tendency.

Keywords: biographical movement and biographical potential, reflective hermeneutics, topos analysis, thick description, symbolization

„Die Beschäftigung mit autobiographischen Texten erscheint prima vista der ideale Drehpunkt für die Verbindung erziehungswissenschaftlicher und psychoanalytischer Erfahrungen zu sein: selbstdargestellte Lebensgeschichten als Niederschrift der Persönlichkeitsentwicklung, beide Mal wissenschaftlich befragt auf ihre exemplarische Bedeutung als Typus menschlicher Bildungsverläufe.“

So beginnt Alfred Lorenzer 1979 seinen Beitrag zu dem Sammelband „Aus Geschichten Lernen“. Dann fährt er fort:

„Doch: Vorsicht! Schon bei dieser vagen Beschreibung des übereinstimmenden Interesses und des gemeinsamen Erkenntnisgegenstandes der beiden Disziplinen haben wir uns unter der Hand weit voneinander entfernt. Unter typischer Bedeutung wird beide Mal etwas ganz Unterschiedliches in ganz verschiedenen Erkenntnisrichtungen gemeint.“ (zit. nach Baacke/Schulze 1993).

Die Warnung traf zu. Die „wissenschaftliche Befragung selbstdargestellter Lebensgeschichten“ hat seit dem ersten Erscheinen von „Aus Geschichten Lernen“ erhebliche Fortschritte gemacht, besonders in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, doch die Erziehungswissenschaft und Psychoanalyse sind sich in dieser Zeit einander kaum näher gekommen. Auf der Tagung, über die in diesem Band berichtet wird, haben wir eine erneute Annäherung versucht – davon überzeugt, dass autobiographische Texte nach wie vor, vielleicht nicht der ideale Drehpunkt, aber doch ein zentraler Bezugspunkt für die Verbindung der beiden Forschungsrichtungen sein könnten. So haben wir verabredet, uns über einen vorgegebenen autobiographischen Text, über das Protokoll eines biographischen Interviews, zu verständigen. In meiner Interpretation werde ich vornehmlich das besondere Erkenntnisinteresse und Gegenstandsverständnis einer erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung im Unterschied zu dem der psychoanalytischen Forschungsansätze betonen, in der Erwartung, dass gerade die Kenntnis unterschiedlicher Gesichtspunkte zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit herausfordert.

Ich beginne meine Untersuchung mit einigen Vorbemerkungen zu meinem Textverständnis und zu meinem methodischen Vorgehen; ich setze sie fort mit einer Textanalyse zu zwei ausgewählten Gesichtspunkten und beschließe sie mit Überlegungen zu einer möglichen Fortsetzung der Untersuchung.

1. Material und Methode

Die erste Vorbemerkung betrifft meine Einstellung auf den Text: Ein praktisch arbeitender Analytiker oder eine Analytikerin liest das vorliegende Protokoll des Interviews mit Frau P., so denke ich mir, als einen anamnetischen Text, als einen ausführlicheren Lebensbericht am Beginn einer denkbaren psychoanalytischen Behandlung. Normalerweise würde er oder sie jetzt mit Frau P. eine persönliche Verbindung herstellen, Verabredungen treffen und ein Gespräch beginnen, dem möglicherweise viele weitere Gespräche folgen, in der Erwartung, dass Frau P. am Ende der Behandlung mit ihren Lebensproblemen besser umzugehen weiß als zuvor.

Ich lese dagegen das Protokoll des Interviews mit Frau P. als einen autobiographischen Text. Das bedeutet: Ich lese ihn wie ein historisches Dokument, das

mir Auskunft gibt über das menschliche Leben in unserer Gesellschaft und in unserer Zeit. Ich kenne Frau P. nicht, und ich habe nichts mit ihr zu tun. Sie ist für mich nur die Hauptperson und Bezugsfigur in diesem Text wie die Heldin in einem Roman. Nicht ganz. Denn ich weiß natürlich auch, dass sie lebt, gelebt hat und noch lebt. Es könnte ihr schlecht gehen, sie könnte Hilfe brauchen, ich könnte ihr begegnen. Aber das ist zurzeit für mich nur so etwas wie eine beunruhigende Aura von Ungewissheit. Alles, was ich von ihr weiß, weiß ich aus ihrer Erzählung. Nicht mehr und nicht weniger. – Und ich kann auch nicht über den Text hinausgehen, nicht nachfragen und niemand anderen fragen, keine anderen Dokumente. Das heißt: ich muss alles so hinnehmen. Ich kann Zweifel an den Aussagen haben. Ich kann vermuten, dass Frau P. Wichtiges verschweigt oder Sachen erzählt, die sich ganz anders oder gar nicht zugetragen haben. Oder dass sie etwas ganz anderes tut, als sie vorgibt. Aber ich muss alle diese Zweifel und Vermutungen innerhalb des Textes abarbeiten. – Das macht die Interpretation nicht einfacher. Zumal die Erzählung von Frau P. wirklich nicht leicht zu verstehen ist. Sie springt hin und her und lässt vieles unklar. Im Text fehlen wichtige Informationen, und die Lebensumstände, von denen die Rede ist, sind mir fremd.

Die zweite Vorbemerkung bezieht sich auf mein methodisches Vorgehen: Ich verstehe mein Vorgehen insgesamt als Interpretation im Rahmen einer geisteswissenschaftlich begründeten, offen, flexibel und reflexiv verfahrenen Hermeneutik. Wenn ich einen so bedeutenden Kenner der psychoanalytischen Methode wie Paul Ricoeur (1993) richtig gelesen habe, dann entspricht dieses Verfahren auch der Art und Weise, wie Sigmund Freud und andere Psychoanalytiker mit den Aussagen ihrer Patienten oder mit literarischen Texten und mit Bildern oder Bildwerken, die für sie interessant waren, umgegangen sind.

Ich halte mich offen für das, was mir aus dem Text, den ich interpretiere, entgegenkommt an inhaltlichen Themen und Problemen, an Fragen und Vermutungen, an Antworten und Erklärungen. – Ich setze mein methodisches Instrumentarium flexibel ein, je nach Umstand und Bedarf. Das bedeutet nicht, dass es keine methodischen Instrumente gäbe, dass ich gleichsam mit leeren Händen an die Interpretation heranginge, ohne Vorraussetzungen und Erwartungen. Ich habe Vorkenntnisse und Vorerwartungen. Es gibt Rahmenvorstellungen und Erkenntnisinteressen. Ich habe Umriss und Bruchstücke einer Biographietheorie im Kopf, Kategorien und Gesichtspunkte. Und ich weiß existentiell, was es bedeutet, eine Biographie zu leben. Ich habe da meine eigene Biographie, und ich habe da Vorstellungen von einem normalen oder einem typischen Biographieverlauf im Kopf, und ich kenne inzwischen eine ganze Reihe von konkreten Lebensgeschichten. Das alles sind Folien für meine Interpretation. – Meine Interpretation ist auch nicht richtungslos. Ich gehe durch den Text mit einer gerichteten Aufmerksamkeit, aber ohne Scheuklappen. Ich möchte mein Wissen über Biographie erweitern. Und da gibt es noch vieles, was ich nicht weiß, ohne zu wissen was. – Wie ich im Einzelnen vorgehe, weiß ich nicht genau; aber ich reflektiere den Prozess meiner Untersuchung. In tagebuchartigen Notizen halte ich fest, welche Einfälle und Einsichten mir gekommen sind, auf welche Probleme und Fragen ich gestoßen bin und welche Stellen, Aspekte und Alternativen noch ausstehen. Diese Reflexion steuert mein Vorgehen, und das Vorgehen muss sich im Ergebnis bewähren. Aus diesem Grund nenne ich meine Vorgehensweise auch „Reflexive Hermeneutik“ (Schulze 2009).

Es ist eine in der sozialwissenschaftlich orientierten Biographieforschung weit verbreitete Technik, autobiographische Texte sequentiell zu interpretieren und dabei alle möglichen Lesarten durchzuspielen ohne Vorgriffe auf Späteres. Ich gehe nicht sequenziell vor, sondern zirkulär und beschränke mich auf Lesarten, die mir in Kenntnis des gesamten Textes sinnvoll erscheinen. In meiner ersten Lektüre suche ich nach „dichten Beschreibungen“ im Sinne von Clifford Geertz (Geertz 1987). Ich wähle einzelne Worte, Bilder oder Szenen, die mir bedeutsam erscheinen, aus. Ich lasse mir zu ihnen alles Mögliche einfallen, ich suche nach Anschlüssen in der Literatur, und ich umkreise sie in Gedanken, bis ich ihnen eine Einsicht abgewonnen habe, die mir wichtig genug erscheint. Meist handelt es sich dabei um Einsichten in bedeutsame Situationen, Ereignisse, Beziehungen, Figuren oder Wendepunkte im Verlauf einer Biographie. Ich nenne das „Toposanalyse“ (Schulze 2006). – Diese Vorgehensweise hat viel gemein mit dem, was C.G. Jung als „Assoziation“, „Amplifikation“ und „Zirkumambulation“ bezeichnet (Samuels/Shorter/Parker 1991, S. 46-48, 27-29 und 240).

Es sind zwei Wendungen oder Stellen im vorliegenden Text, zwei Topoi, die ich im Folgenden umkreisen möchte. Den einen nenne ich „Abhauen“, den anderen „Plattsitzen“.

2. Topos: „Abhauen“

Frau P. beginnt die Erzählung ihrer Lebensgeschichte mit dem Satz: *„Ja, also angefangen hat es irgendwie schon in der Grundschule (I, 5). Was hat so angefangen, frage ich mich. Doch nicht ihre Lebensgeschichte im Ganzen? Was so anfängt, läuft im Laufe der weiteren Erzählung auf ein Ereignis hinaus, das sich mehrfach wiederholt. Es läuft darauf hinaus, dass sie „abhaut“.* Gleich acht Mal spricht die Erzählerin auf den ersten dreieinhalb Seiten ihres Interviews von „abhauen“. Es wurde mir nicht ganz klar, wie oft sie tatsächlich abgehauen ist, doch zumindest soviel: Das erste Mal läuft sie mit 15 Jahren von zu Hause fort. (vgl. I, 16ff.), dann noch einmal mit 17 aus der Schule bzw. von einer Klassenfahrt (vgl. II, 37ff.) und kurz danach noch einmal aus der Psychiatrie in die Drogenszene (vgl. XIX, 21ff.). Offenbar markiert die Erzählerin mit dem Ausdruck „abhauen“ einen für ihre Lebensgeschichte wichtigen Vorgang, eine zentrale Bewegungsfigur in ihrer Biographie.

Hier geht es in der Sicht der Biographieforschung, wie ich sie vertrete (vgl. Schulze 2006a), zunächst um die äußere Bewegung der Biographie. Biographien sind von außen betrachtet Bewegungen, Bewegungen höherer Ordnung, nicht Körperbewegungen – das in der Regel auch – sondern Lebensbewegungen. Die Bewegung der Biographie ist eine Bewegung im geographischen und vor allem im sozialen, aber auch im kulturellen, geistigen und historischen Raum (siehe Bourdieu 1992). Das ist eine Bewegung, in der nach und nach unterschiedliche Erfahrungs-, Tätigkeits-, Vorstellungs- und Denkräume erschlossen werden und die zu unterschiedlichen Positionen und Handlungsmöglichkeiten führen. Diese Bewegung entsteht in einer Folge von weiterreichenden Entscheidungen – selbst gewählt oder fremdbestimmt –, die eine Veränderung der Umwelt und des Standortes nach sich ziehen. Sie werden vollzogen in unterschiedlichen Bewegungsfiguren, die diese Entscheidungen in die Tat umsetzen.

Hier besteht ein wesentlicher Unterschied zur psychoanalytischen Beschäftigung mit autobiographischem Material. Auch die Psychoanalyse versucht, anhand der Aussagen und Assoziationen des Patienten oder der literarischen Darstellung eines Falls ein Stück Lebensgeschichte zu rekonstruieren und ins Bewusstsein zu rufen. Aber hier geht es ausschließlich um Geschichten, die sich im Inneren des Patienten und zwischen ihm und seinen nächsten Bezugspersonen abgespielt haben, um Tribschicksale und Objektbeziehungen – vornehmlich in der Kindheit und in der Familie. Und in der Regel handelt es sich auch um pathologische Geschichten, d.h. um Erlebnisse und Ereignisse, die zu Störungen und Beeinträchtigungen des Verhaltens geführt haben, an denen der Patient leidet. – Anders die Geschichten, die sich aus der Gestaltung des äußeren Lebensverlaufs ergeben. Das sind Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Einrichtungen, Anforderungen und Widerständen, mit Institutionen und ihren Inhalten, mit Aussichten und Aufgaben, mit voraus entworfenen Zielen und unerwartet hereinbrechenden Ereignissen. Kurz: es ist alles das, was im Sinne der Psychoanalyse Inhalt der „Realitätsprüfung“ ist.

Zu den bedeutsamen Bewegungsfiguren in der Lebenswelt gehört das Verlassen der Eltern und des Elternhauses. Diese Bewegung hat zwei Seiten – eine äußere und eine innere. Die äußere Seite ist das Verlassen des Elternhauses, die innere die Ablösung von den Eltern. Diese Bewegung, das Fortgehen von zu Hause, ist nicht ganz einfach. Aber sie vollzieht sich doch in der Regel unter Zustimmung der Eltern, zumindest aber unter ihrer Mitwirkung. Sie ist auf etwas Neues, auf neue Aufgaben und Entwicklungsmöglichkeiten gerichtet. Und sie wird von der Gesellschaft nicht nur gebilligt, sondern gut geheiß, ja geradezu verlangt.

Das ist anders beim „Abhauen“ oder „Weglaufen“. In der sozialpädagogischen und psychiatrischen Literatur gilt „Weglaufen“ neben Stehlen, Lügen, Auf-den-Strich-gehen und Gewalttätigwerden als eine Form von Verwahrlosung (z.B. Dührssen 1960, S. 151ff.) Das ist aus der Sicht der Gesellschaft eine Fehlentwicklung, eine prekäre biographische Bewegungsfigur. Was ist beim Weglaufen anders als beim Fortgehen? Was bedeutet „Abhauen“ in der biographischen Bewegung von Frau P.?

Die Bewegung des „Abhauens“ ist dramatisch, abrupt, schlagartig – eben abhauen – und unüberlegt, ohne zu wissen wohin. Sie ist negativ und rückwärts gewandt, nicht auf etwas hingerichtet, sondern von etwas weg. Die positive, nach vorn in die Zukunft gewandte Seite der Bewegung bleibt unbestimmt. Auch anders als bei Thomas Bernhard, der eines Tages aus dem Gymnasium wegläuft, „in die entgegen gesetzte Richtung“, wie er immer wieder der irritierten Beamtin auf dem Arbeitsamt beteuert (Bernhard 1980, S. 15ff.). Ohne genau zu wissen, wohin ihn die „entgegen gesetzte Richtung“ führt, weiß er doch in welcher Gegend er sein Ziel suchen muss, in der Scherzhauserfeldsiedlung, „in dem absoluten Schreckensviertel der Stadt“, und so landet er in kurzer Zeit zielsicher im Keller des Lebensmittelgeschäfts von Karl Podlaha als Lehrling. Das hatte er gewollt. Frau P. weiß nicht, was sie will, nur weg, nur weg von der Schule, weg von Zuhause.

Das „weg“ ist kein Weg. Es ist keine Orientierung für eine biographische Bewegung. Es führt zunächst ins Aus, in den Zusammenbruch oder auf die Brücke, in den Selbstmord. Doch so weit will Frau P. denn doch nicht gehen. Passanten heben sie auf, Polizisten halten sie zurück. So landet sie auf der „Straße“. Die „Straße“ ist im soziokulturellen Raum nur ein Durchgang, eine Verbindungsli-

nie, kein Ort, an dem man biographisch gesehen verharren, sich niederlassen, sich einrichten kann – jedenfalls nur Not gedungen. Die „Straße“ ist eine Zone außerhalb der von der Gesellschaft anerkannten Lebensräume, ein Lebensraum am Rande der Gesellschaft, im Abseits – kaum geeignet für ein gelingendes Leben, zumindest in Europa. Die biographische Bewegung von Frau P. gerät auf Abwege.

Vielleicht hatte das Mädchen die Vorstellung, dass sie außerhalb der gängigen und mühsam zu gehenden Wege von Familienerziehung, Schule und Ausbildung so etwas wie „Freiheit“ erwartet oder auch ein verbergendes und bergendes Dickicht, wie ein dichter Wald, wie wilde Natur. Beides erweist sich als Illusion. Es gibt in unserer Gesellschaft keine gesellschaftsfreien Räume mehr. Die Randzonen der Gesellschaft sind besetzt mit Unsicherheit, Ausnutzung und Gewalttätigkeit und ständig staatlichen Eingriffen und Zugriffen ausgesetzt. Sie wird gesäumt von einem Kranz von Institutionen – Schutzhäuser, Psychiatrische Kliniken, Heil- und Pflegeanstalten, Polizeiwachen, Gerichte, Gefängnisse –, die die Randzone kontrollieren und den Bedrohten in ihr, insbesondere den Heranwachsenden, Schutz und Hilfe gewähren, um sie am Ende wieder zurückzuführen in den Bereich gesellschaftlich anerkannter Lebensläufe. Diese Institutionen üben auch Zwang aus. Statt Freiheiten zu gewinnen, gerät das Mädchen in neue Abhängigkeiten. Aber vielleicht war es das, was sie eigentlich suchte: ein Leben, in dem sie nicht für sich verantwortlich sein muss. Dann wäre ihr Abhauen gar keine Bewegung im biographischen Sinne, sondern eher eine symbolische Geste, die besagt: Helft mir!

Um zu verstehen, was hier geschehen ist und was zu tun wäre, müsste man die Beweggründe für das Abhauen genauer kennen. Damit komme ich zum zweiten Schwerpunkt meiner Textanalyse.

3. Topos: „Plattsitzen“

Hier geht es um die innere Seite der Biographie. Die Lebensbewegung eines Menschen in seiner Umwelt lässt sich von außen zumindest in seinen Umrissen und Stationen wahrnehmen, registrieren und dokumentieren bzw. aus den Dokumenten rekonstruieren. Aber sie lässt sich nicht verstehen, wenn man nicht auch die Beweggründe kennt, wenn man nicht weiß, welche Ziele der einzelne Mensch verfolgt hat, welche Vorstellungen und Motive seine Entscheidungen bestimmt haben und welche Bedeutung er ihnen beigemessen hat. Bei dem Versuch, die Beweggründe des Individuums aus seinen autobiographischen Äußerungen und Erzählungen herauszulesen und zu verstehen, begegnen sich Biographieforschung und Psychoanalyse. Insbesondere bei der Aufklärung unbewusster, verdeckter und verdrängter Beweggründe enthalten die Erfahrungen und Einsichten der psychoanalytischen Praxis und Forschung ein großes Angebot an erschließenden Verfahren, Kategorien, Zugängen und Fragestellungen. In diesem Zusammenhang spielt der Vorgang der Symbolisierung eine bedeutsame Rolle (siehe Lorenzer 1970; Laplanche/Pontalis 1973, S. 481-486, aber auch Samuels/Shorter/Plaut 1991, S. 205-208). Viele Beweggründe finden ihren Ausdruck nicht primär in rational nachvollziehbaren Erwägungen und Argumenten, sondern in affektiv besetzten Wahrnehmungen, Bildern, Szenen, Sprüchen und Geschichten.

Die Gründe für lebenswichtige Entscheidungen können vielfältiger Art sein: Vorentscheidungen anderer, Verpflichtungen, Bindungen, Angebote, vorhandene oder fehlende Voraussetzungen, eigene Interessen und Vorlieben und Einschätzung der eigenen Kräfte, Vorbilder, Gelegenheiten und Zufälle. Eine wichtige Rolle spielen in diesem Ensemble der Gründe frühere Erlebnisse und Erfahrungen. Die im autobiographischen Gedächtnis aufbewahrten Erlebnisse und Erfahrungen der Vergangenheit und ihre Verarbeitung mit anderen Erlebnissen, Erfahrungen und Informationen bilden so etwas wie einen „Erfahrungsschatz“, ein Potential an Einstellungen und Erwartungen, das unter anderem bei lebenswichtigen Entscheidungen wirksam wird. Ich spreche deshalb auch vom „Biographischen Potential“ (Schulze 2006a, S. 42ff.); andere nennen das „Biographizität“ (Alheit 2006, S. 25)

Was Frau P. seinerzeit dazu bewegt hat abzuhausen, ist aus ihrer Erzählung nicht eindeutig zu entnehmen. Zunächst nennt sie eine Reihe von Gründen, die im Bereich der Schule liegen. Sie fühlt sich von ihren Mitschülern abgelehnt, *„von wegen rote Haare“*, *„weil ich geraucht habe“* – schon in der fünften Klasse – und *„weil ich eine Streberin bin, die einzige die ihre Hausaufgaben hatte“* – in der Hauptschule (I, 5ff.). Es scheint nicht der Druck der schulischen Anforderungen gewesen zu sein, wovor sie zum ersten Mal auf die Straße flieht, sondern die Ablehnung ihrer Mitschüler. Auch als sie das zweite Mal am Ende der Hauptschulzeit abhaut, scheint es wieder der Druck der Mitschüler zu sein, der sie veranlasst wegzulaufen: *„Ziemlich gutes Zeugnis“*. Aber in der Klasse wird über sie geredet, sie wäre auf den Strich gegangen und heroinabhängig, *„unn halt der absolute Psycho“* (II, 22ff.). Was sich dann tatsächlich auf der Abschlussfahrt der Klasse abgespielt hat, ist nicht auszumachen: *„wieder der totale Horror“*; *„Alkohol getrunken“* und dann *„ziemlich stramm ins Bett gegangen“* (II, 32ff.). Was meint sie damit?

Immer wieder kommt Frau P. darauf zu sprechen, dass sie sich von anderen nicht verstanden fühlt: *„ich denke, ja, die verstehen mich sowieso nicht“* (V, 34f.). Sie spricht von einer wachsenden Kontaktscheu, die sie früher nicht hatte: *„unn heute, je älter ich werde, desto mehr Schwierigkeiten habe ich, so menschenscheu werde ich (...) Wenn das nicht wäre (...) Aber sogleich wieder die negativen Gedanken, er könnt was über mich denken, oder jetzt ist er so, und hinter meinem Rücken ist er wieder anders“* (IV, 23f.). Sie misstraut ihren Mitschülern und ihren Freunden. Und sie spricht von *„falschen Freunden“* (III, 49) und auch vom falschen *„Milieu“*, in das sie geraten sei, *„also sprich Punks, Straßenleute“* (I, 24f.). Aber das war schon die Folge ihres Weglaufens, nicht die Ursache.

Der eigentliche Grund für das Abhauen liegt offenbar in einem anderen Bereich, im Elternhaus. Den Betreuern im Schutzhaus erklärt sie, *„dass sie nicht mehr nach Hause will, war irgendwie der komplette Abstoß, da will ich nicht mehr hin“* (I, 22f.). Aber warum wird sie von ihrem Elternhaus abgestoßen? Warum will sie nicht mehr dorthin zurück? Etwas später erklärt Frau P.: *„Damals wo ich abgehauen bin von zu Hause, kam mir auch innen Kopf, was damals überhaupt in meiner Kindheit passiert ist, wo ich noch heute dran zu knaken habe“* (IV, 3ff.). Doch was damals passiert ist, erfahren wir nicht. Der eigentliche Beweggrund für das Abhauen bleibt dunkel und widersprüchlich.

Es gibt Andeutungen: *„Früher hieß es bei meinem Elternhaus immer noch, das ziehst du an und das ziehst du an und so musst du rumlaufen“* (IV, 1f.). Und dann die Ablehnung der Wohngemeinschaft: *„Also wie ich in ne Wohngemeinschaft mal wollte, weil da mehr los war, weil da mehr Menschen um mich sind,*

weil dieses Alleinleben macht mich kaputt. Und da meinte sie (die Mutter; T.S.) damals, beim ersten Mal auch, ja, wenn de in ne Wohngemeinschaft gehst, dann hast du keine Eltern mehr.“ (IV, 41ff.) Andererseits aber beteuert sie immer wieder, wie gut sie es zu Hause bei ihren Eltern gehabt habe. Ihrer Therapeutin erzählt sie etwas von einer „prima Kindheit“ (VII, 16). Und als die Interviewerin sie bittet, noch mehr von ihrer Familie und ihrer Kindheit zu erzählen, beginnt Frau P.: *„Also als ich noch en ziemlicher Dötz war, also das war eigentlich immer super so“* (XI, 29f.) Und dann ist von Kissenschlachten die Rede und von einem gemeinsamen Bad mit den Eltern und der Schwester in einer Wanne. Besonders zur Mutter scheint sie eine gute Beziehung gehabt zu haben. Sie war das Mamakind. *„Und wir haben auch sehr früh damit angefangen, dass wir in ihr auch 'ne Freundin sehen und nicht 'ne Mutter“* (XI, 43ff.). Dann fügt sie allerdings hinzu: *„Das, dachte sie (die Mutter; T.S.) heute, s halt en Fehler gewesen. Durch den, dass sie uns immer vor allem beschützen wollte, haben wir halt auch nicht ziemlich viel mitgekriegt. Also die Gefahr selber nicht zu kucken.“* Ein Eindruck von Verwöhnung und Überbehütung stellt sich ein. Aber dann fährt Frau P. noch weiter fort: *„Ansonsten war eigentlich alles prima gewesen“*. Und am Ende ihrer Erzählung vom Gerichtsverfahren gegen ihre Eltern um ihr Aufenthaltbestimmungsrecht sagt sie: *„Mit meinen Eltern versteh ich mich heute eigentlich auch wunderbar“* (IV, 28f.).

Was soll man davon denken? Ohne weitere zusätzliche Informationen scheint es mir kaum möglich zu verstehen, warum Frau P. seinerzeit von Zuhause wegelaufen ist. Es gibt noch Hinweise auf die Rolle der Schwester und einen Hinweis auf *„sexuellen Missbrauch während ihrer Kindheit durch einen Freund der Familie“* (XV, 41ff.) Leider setzte an dieser Stelle des Interviews das Tonband aus. Die Informationen sind zu knapp und vage, als dass man aus ihnen Einsichten gewinnen könnte. Aber es gibt zwei dichtere Beschreibungen in ihrer Erzählung, die so etwas wie symbolische Hinweise enthalten. Sie sagen etwas aus über ihre innere Verfassung.

Bei der ersten Stelle handelt es sich um eine Fantasie, eine bildhafte Vorstellung, in der Frau P. sich selbst und ihr Leben zu begreifen sucht. Da heißt es: *„Ich sach immer zu mir, mein Leben is wie ne Rose, richtig schön und buschig und richtig Rot, die Farbe, schöne Stacheln dran, damit sie beschützt wird. Nur muss jemand anders von außen diese Rose pflegen, dass sie halt immer Frischluft geben, pflegen, dann die verwelkten Blätter abmachen, dass wieder neue kommen können. Aufpassen, dass die Rose nicht verwelkt, nicht eintrocknet. Das ist immer schwierig, so ne Person zu finden“* (V, 36ff.) Das Bild der Rose ist ein beliebtes Bild für Schönheit, ein gängiges Klischee – könnte Alfred Lorenzer sagen (Lorenzer 1970). Und doch wie sie die Rose beschreibt – *„schön groß und buschig und richtig Rot“* und *„schöne Stacheln dran“* –, ist die Rose auch ein kräftiges und selbstbewusstes Symbol ihrer Stärke. Sie fühlt Kräfte in sich, die Fähigkeit, groß und attraktiv zu sein, und auch Aggression, die Fähigkeit, sich zu verteidigen.

Doch die Stacheln nützen ihr nichts, weil sie sich nicht traut zu stechen. Mehr noch: Sie traut den in ihr angelegten Fähigkeiten nicht zu, sich zu entfalten. Warum traut sie es ihnen nicht zu? Was hindert sie daran, sich zu entwickeln? Sie fährt an der zitierten Stelle fort: *„Aber ich selber kann es nicht, weil, wenn's mir schlecht geht, dann schad ich der Rose noch mehr, und dann geht sie dann erst recht kaputt. Ja, und so is es dann meistens schon als Kind schon gewesen.“* (V, 42ff.) Offenbar hindert sie sich selbst, d.h. die Art und Weise wie sie

auf Umstände oder Zustände, die sie herausfordern, anmachen, bedrängen oder bedrohen, reagiert. Sie vermag sich ihnen nicht entgegenzusetzen. Die Stacheln, die sie schützen sollten, scheinen sich nach innen gegen sie selbst zu kehren. Und so wartet sie nun auf jemand anders, der sie vor sich selbst schützt und zugleich vor den Zumutungen der Welt. Sie wartet auf eine Person, die sie pflegt, die ihr immer Frischluft gibt, die welken Blätter abmacht und nicht eintrocknen lässt. Merkwürdig: warum zuerst „Frischluft“ und nicht Wasser. Und warum welken die Blätter, warum fürchtet sie einzutrocknen? Das ist offenbar eine Zimmerpflanze, die sie vor Augen hat, nicht eine Rose wie sie draußen in einem Garten wächst. Vielleicht wächst sie am falschen Ort. Vielleicht wartet sie auf eine Person, die sie an die richtige Stelle verpflanzt, auf einen Prinzen, der sie vom Zauberschlaf, in dem sie befangen ist, erlöst.

Das Märchen von Dornröschen fällt mir ein. Bruno Bettelheim, der sowohl viel von Märchen wie auch von schwierigen Kinder verstanden hat, weist darauf hin, dass in diesem Märchen, die letzte gute Fee, den Fluch der bösen – „Sie soll sterben“ – in den milderen verwandelt – „Sie soll hundert Jahre schlafen“ – und dass in der Entwicklung eines Menschen Schlaf und Tod nahe beieinander liegen können. Er schreibt:

„Wenn wir uns nicht ändern und weiterentwickeln wollen, könnten wir genauso gut in einem todesähnlichen Schlaf verharren. Während ihres Schlafes ist die Schönheit der Heldin frigide; sie ist in ihrem Narzissmus isoliert. Bei einer solchen ausschließlichen Beschäftigung mit sich selbst unter Ausschluss der übrigen Welt gibt es kein Leiden, aber man gewinnt auch keine Erkenntnis, und man lernt keine Gefühle kennen. (...) Ein narzisstisches Sichinsichselbstzurückziehen ist eine verlockende Reaktion auf die Spannungen der Adoleszenz, aber die Geschichte lehrt, dass es zu einer gefährlichen todesähnlichen Existenz führt, wenn man sich ihr als einer Flucht vor den Abenteuern des Lebens hingibt. Dann stirbt für den Betreffenden die ganze Welt ab. (...) Die Welt ist nur für den lebendig, der für sie erwacht“ (Bettelheim 1977, S. 272).

Auch die Flucht in das Abenteuer des Lebens, das Weglaufen und Abhauen von Zuhause, kann eine Flucht vor dem Abenteuer des Lebens sein, wenn man nicht vorbereitet und bereit ist, sich auf dieses Abenteuer wirklich einzulassen. Dann wird das Abenteuer zu einer Folge von Unfällen bis hin zur Vergewaltigung oder bis zum „letzten Schuss“.

Bei der zweiten dichten Stelle im Interview handelt es sich um ein Erlebnis beziehungsweise um eine Serie von Erlebnissen aus der Kindheit. Frau P. erzählt ihrer Therapeutin, wie sie immer wieder aus einem unerklärlichen Drang Tiere, die sie liebt, gequält oder sogar getötet habe. *„ich liebe Tiere auch normalerweise, mein ein und alles. Wir haben ne Katze zu Hause, und Hunde und Wellensittiche, alles. Und das kann keiner von uns verstehen, auch ich selber kann's nicht verstehen. Aber das war so, als ob ich in Hypnose versetzt worden bin. So als ob Sie jetzt so en Steuerknüppel hätten, und ja, jetzt steuer ich sie mal.“* (VII, 26ff.). Was ist das für eine Macht, die sie da ergreift? Wer oder was steuert sie? Impulse, die plötzlich aus dem Unbewussten hervorbrechen. Besonders eindrucksvoll ist die Geschichte mit dem Hamster: *„ich war vorher am Spielen gewesen und auf einmal alles so ausgelöscht, so weiß ich nicht wie. Hamster genommen, Bett hoch und drauf gesetzt. Solange bis nichts mehr kam.“* (VII, 31ff.) Ich habe den platten Hamster meiner jüngeren Tochter vor Augen, dem einmal ein Marder nachts in seinem Stall vor dem Haus alles Blut ausgesaugt hatte. *„Und dann habe ich ihn genommen,“* fährt Frau P. fort, *„ab ins Häuschen und bin schlafen gegangen. Als ob nix gewesen wär, so ich hab nix gedacht, gar nix.“*

Total abartig heute“ Aber am nächsten Morgen kriegt sie einen Schreikrampf. „ich hab nur noch geheult.“

Ebenso wenig wie die Erzählerin vermag ich letztlich zu erklären, warum sie den Hamster, den sie liebt, tötet. Aber ich habe den Eindruck, dass diese Handlung eine stellvertretende Handlung und, das heißt, eine symbolische Handlung war. Aber für wen ist der Hamster hier ein Symbol? Für wen wurde er stellvertretend getötet? Drei Varianten erscheinen mir möglich. Entweder waren die Eltern gemeint: Sie hasst die Eltern, die sie eigentlich liebt, in bestimmten Situationen so sehr, dass sie sie umbringen möchte. Oder sie hat sich selbst gemeint: Sie hasst sich selbst so sehr, dass sie sich töten will. Oder nicht sie selbst, aber etwas in ihr ist gemeint: etwas Wichtiges – eine Wut, ein Aufbegehren oder ein heftiger Wunsch. Sie möchte es in sich ersticken, weil es sie ständig mit ihrer Umwelt in Konflikte bringt, die sie nicht aushalten kann. Vielleicht ist es auch eine Mischung aus allen drei Varianten: Sie erstickt etwas in sich, weil sie in ihrem Elternhaus zu ersticken droht. Sie hasst sich selbst, weil sie ihre Eltern hasst, die sie doch liebt oder lieben müsste. Mich beeindruckt an dieser Geschichte auch die außerordentliche Kraft, die sie aufzuwenden vermag, um den geliebten Hamster zu töten. Da ist eine starke Kraft, die ihr nichts nützt. Wir können aus dem Interview nicht entnehmen, was der Grund für dieses starke Hass- oder auch Liebesgefühl ist und auch nicht, woher ihr das Gefühl zu ersticken kommt. Nur soviel ist deutlich: In ihrer Kindheit muss eine Verkehrung und Unterdrückung lebenswichtiger Impulse stattgefunden haben. Libido und Aggression haben sich getrennt und die falschen Objekte besetzt.

Es gibt noch mehr Hinweise, noch weitere „Dichte Beschreibungen“. Aber auch eine eingehende Interpretation dieser Stellen würde uns nicht weiterhelfen in der Aufklärung der Beweggründe für das Weglaufen. Das Protokoll reicht dafür nicht aus.

4. Schlussbemerkung

Wie könnte es weitergehen? Der behandelnde Psychotherapeut könnte versuchen, in weiteren Gesprächen mehr zu erfahren, oder eine Psychotherapeutin könnte sich mit Kolleginnen über ähnliche Fälle austauschen. Aber was kann der Biographieforscher oder die Biographieforscherin tun? Auch sie könnten sich mit weiteren vergleichbaren autobiographischen Texten befassen. Doch dabei würde es weniger um die persönlichen Motive zum Weglaufen gehen, um sexuelle Verdrängungen oder einen unbewussten Mutterhass, um Triebstrukturen und Familienkonstellationen, sondern eher um die familiäre Umwelt und die gesellschaftlichen Bedingungen des Aufwachsens. Die wenigen Hinweise deuten auf eine ereignisarme, gegen die Umwelt abgeschottete Kindheit: „dieses Alleinleben“. Und: Wir haben „halt auch nicht ziemlich viel mitgekriegt. Also die Gefahr selber nicht zu kucken“. Ahnungslosigkeit und Egozentrität. Kein Interesse, keine Teilnahme an dem, was in der näheren oder weiteren Umwelt geschieht. Deutet das auf eine Ausnahmesituation hin, oder verweist der besondere Fall auf ein allgemeineres Problem in modernen Gesellschaften: Verdrängung der Wirklichkeit aus der Kindheit?

Literatur

- Baacke, D./Schulze, Th. (1993): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. 2. Auflage. München.
- Bernhard, T. (1980): Der Keller. Eine Entziehung. 2. Auflage. München.
- Bettelheim, B. (1980): Kinder brauchen Märchen. München.
- Bourdieu, P. (1992): Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Bourdieu, P.: Reden und Antworten. Frankfurt a. M., S. 135-154.
- Dührssen, A. (1960): Psychogene Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen. Göttingen.
- Geertz, C. (1987): Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.
- Laplanche, J./Pontalis, J.-B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a. M.
- Lorenzer, A. (1970): Symbol, Sprachverwirrung und Verstehen. In: Psyche 1970, S. 895-920.
- Ricoeur, P. (1993): Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt a. M., 4. Aufl.
- Samuels, A./Shorter, B./Plaut, F. (1991): Wörterbuch Jungscher Psychologie. München.
- Schulze, Th. (2006a): Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft – Gegenstandsbereich und Bedeutung. In: Krüger, H.-H./Marotzki W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2.Auflage. Wiesbaden, S. 35-57.
- Schulze, Th. (2006b): Ereignis und Erfahrung. Vorschläge zur Analyse biographischer Topoi. In: Bittner, G. (Hrsg.): Ich bin mein Erinnern. Über autobiographisches und kollektives Gedächtnis. Würzburg, S. 97-114.
- Schulze, Th. (2009): Zur Interpretation autobiographischer Texte in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Neuaufgabe Weinheim/München.

